Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1911)

Artikel: Wie die Dinge zu ihren Namen kommen
Autor: Tappolet, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748608

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WIE DIE DINGE ZU IHREN NAMEN KOMMEN

Am 27. Februar 1911 konstituierte sich in Bern ein Verband zur Gründung eines Weltsprachenamtes in Bern. Hier sollen fortan für internationale Begriffe die Wörter auf dem Wege bewusster Vereinbarung, Münzen ähnlich, geprägt werden. Ohne an dieser Stelle das Problem der Weltsprache erörtern zu wollen, möchte ich, jener geplanten künstlichen Wortprägungsanstalt den natürlichen Gang der Dinge gegenüberstellend, davon reden, wie denn wohl überhaupt in den geschichtlich gewordenen Sprachen die Wörter, die wir für bestimmte Begriffe brauchen, entstanden sind.

Der eine oder der andere Leser mag sich schon gefragt haben, was eigentlich für ein Zusammenhang bestehe zwischen einem bestimmten Ding und dem Namen, den wir ihm geben. Nehmen wir ein Beispiel aus unserm nächsten Gesichtskreis: Den wichtigsten Körperteil, der allerlei geistige Funktionen für uns verrichtet, nennen wir *Kopf*. Sobald ich das Wort ausspreche und mit einem Lebewesen in Verbindung bringe, so entsteht beim Hörenden eine durchaus bestimmte Vorstellung. Ding und Wort sind in unserem Denken eine enge, eine, wie uns scheint, unlösliche Assoziation eingegangen. Wie kommt das? Wie ist es möglich, dass die harmlosen vier Laute, aus denen „Kopf" besteht, in uns eine so gewichtige Vorstellung wachrufen? Warum gerade *kopf*, warum nicht ebensogut *kipf* oder *map* oder etwas ganz anderes? Und befragen wir andere Sprachen, so stehen wir genau vor demselben Rätsel. Weder das französische *tête* noch das englische *head* haben im Grunde das Geringste mit der Vorstellung eines Kopfes zu tun. Auch da pure Willkür, leerer Schall.

Nicht so verhält es sich in vielen andern Fällen. Sage ich *der Rhein rauscht* oder *die Kugel saust*, so erkennt man sofort, dass diese Zeitwörter das Geräusch wiederzugeben versuchen, das sie bezeichnen. Hier besteht zwischen Vorstellung und Lautform ein natürlicher, noch fühlbarer Zusammenhang. Von dieser Erscheinung soll heute nicht die Rede sein. Die große Mehrzahl der Wörter stellen uns vor dieselbe Frage, zu der uns soeben das Wort „Kopf" geführt hat.

Verfolgen wir also den Fall weiter. Wir greifen zu einem etymologischen Wörterbuch, zu *Kluge* zum Beispiel, und erfahren hier die wichtige Tatsache, dass das Wort in der ältern Sprache zunächst nicht „Kopf", sondern „Becher" bedeutet. Hartmann von Aue beschreibt im Tristan ein Festmahl, wo er sagt

die truogen wîn mit züchten dar
in köpfen rot von golde klar.

Ein *kopfhûs* hieß im Mittelhochdeutschen ein Schrank für Trinkgefäße, ein Buffet; und *kopfdräjer* wurde der Drechsler genannt, der hölzerne Becher verfertigte. Zu dieser sicher belegten Bedeutung stimmt das englische *the cup* „Becher, Tasse" und stimmen auch gewisse, noch neuhochdeutsche Zusammensetzungen, wie ‚Tassenkopf' und ‚Schröpfkopf'. Bis vor kurzem gab es in Basel an der sogenannten „Schifflände" ein Gasthaus „Zum goldenen Kopf". Dass damit ursprünglich ein Becher gemeint war, ist aus der früher üblichen französischen Übersetzung *la Coupe d'Or* ersichtlich.

Wir sehen, sobald wir die ältere Sprache befragen, bekommt das ganze Problem ein anderes Gesicht. Es wäre unter diesen Umständen offenbar sinnlos, über den Zusammenhang der Lautform *Kopf* mit der Vorstellung „Haupt" nachzugrübeln, da diese Lautgruppe ja im Lauf einiger Jahrhunderte ihren geistigen Inhalt vollständig gewechselt hat. Und bevor wir uns weiter den Kopf zerbrechen über das Verhältnis des mittelhochdeutschen Wortes *Kopf* zu seiner Bedeutung ‚Becher', wird es klug sein, wieder in die etymologischen Wörterbücher einen Blick zu tun. Beruhigend allerdings lautet die Auskunft nicht, die sie uns geben, denn sie bringt uns in Berührung mit den persönlichen Meinungen der Gelehrten: die einen glauben an Verwandtschaft mit dem lateinisch-romanischen Wort *cuppa* ‚Becher' (vergleiche französisch *coupe*), die andern bestreiten diesen Zusammenhang. Wie dem auch sein mag, wir haben keinerlei Gewähr dafür, dass die mittelhochdeutsche Bedeutung ‚Becher' des Wortes Urbedeutung sei. Das Wort kann noch früher ‚Kufe', ‚Tonne', ‚Topf', ‚Grube' oder auch ‚Gipfel' bedeutet haben. Wir wissen es nicht, wir stehen vor den Schranken unserer Erkenntnis.

Der Fall ist durchaus typisch. Jede Untersuchung über die Herkunft von Wörtern, soweit nicht Lautmalerei oder Kinder-

sprache in Betracht kommen, führt notgedrungen zu einem toten Punkt, wo die historischen Dokumente versagen. Zum letzten Ursprung der Wortstämme gelangen wir nur in seltenen Fällen. Was folgt daraus für unsere erste Frage? Dass es ein aussichtsloses Unternehmen ist, über den Zusammenhang von Lautform und Bedeutung eines Wortes nachzudenken. Ein solcher Zusammenhang besteht tatsächlich in neunzig von hundert Fällen nicht. Ob und wann und wie er je bestanden hat, wird sich für immer unserer Erkenntnis entziehen. Sollen wir nun deshalb die Flinte ins Korn werfen und der Sprachwissenschaft den Rücken kehren? Ich glaube nicht. Niemandem fällt es ein, auf die Geschichte eines Volkes zu verzichten, nur weil ihm der letzte Ursprung dieses Volkes unerforschbar bleiben muss. Die Wortstämme haben nicht nur einen *Ursprung,* den wir nicht kennen, sie haben auch eine *Geschichte,* die wir verfolgen können. Sie haben auch ihre Lebensbedingungen, ihre Biologie, die wir am sichersten an der heutigen Sprache beobachten können.

Greifen wir auf unser Beispiel ‚Kopf' zurück. Das Wort bezeichnete also früher ein Trinkgefäß. Stellen wir uns nun dieses Trinkgefäß mehr schalenförmig vor, etwa wie einen Kürbis, den man entzwei geschnitten und ausgehöhlt hat, so stellt sich der Vergleich mit einer ‚Hirnschale' leicht ein, und es ist zum mindesten unnötig, wie es geschehen ist, auf die altgermanische Sitte hinzuweisen, wonach die Schädel der erschlagenen Feinde als Trinkgefäß gedient haben. Dass jener Vergleich mit der Hirnschale nicht einer bewundernden Stimmung für das edle Haupt des Menschen entspringt, liegt auf der Hand; der Vergleich ist derb, er erinnert an Raufgelüste; wer ihn zuerst gebraucht, hat wohl drohend oder prahlend, jedenfalls mit Verachtung vom Kopf eines Gegners gesprochen: „warte nur, ich will dir deine ‚Schale' schon klein schlagen" oder „dem hab ich eins auf seinen ‚Becher' gehauen, dass er dran denken wird". So oder ähnlich war der Ursprung unseres heutigen Wortes für ‚Kopf'. Der Vergleich wirkte kraft seiner Derbheit, er wurde von andern aufgegriffen, er wurde Sprachgebrauch, der ‚Kopf' verdrängte das ‚Haupt', das Wort verlor allmählich seine derbe Anschaulichkeit und wurde zum eigentlichen, farblosen, technischen Namen für das Ding. Das ältere ‚Haupt' ist gewissermaßen in den Ruhestand versetzt worden, es

wird nur bei feierlichen Gelegenheiten als eine Art Paradestück höhern Stils hervorgeholt. Aus der lebendigen Umgangssprache ist es fast ganz verschwunden.

Interessant ist nun, dass dieser nämliche Prozess — Entstehung, Ausbreitung und Verdrängung — sich auch in den romanischen Sprachen abgespielt hat. An Stelle des alten *caput* ist ziemlich allgemein *testa* eig. ‚Scherbe' getreten, woraus das französische *tête;* auch hier führt, wie wir sehen, ein derber, anschaulicher Vergleich zur Verdrängung des gewöhnlichen Ausdrucks. *Caput,* im italiänischen *capo* noch ganz lebendig, hat im heutigen Französischen seine ursprüngliche Bedeutung fast ganz eingebüßt, erhalten ist sie nur noch in der spasshaften Zusammensetzung *le couvre-chef,* ‚der Hut', das etwa mit ‚Kopfdeckel' übersetzt werden könnte.

Das Sardische geht eigene Wege, dort heißt der Kopf weder *caput* noch *testa,* sondern *conca,* das ursprünglich ‚Muschel' bedeutet. Also wieder gibt die schalenförmige Gestalt des Schädels Veranlassung zum Abweichen vom herkömmlichen Ausdruck.

An solchen Vergleichen ist jede Sprache sehr reich. Die Mundarten der französischen Schweiz zum Beispiel leisten darin schon Erhebliches, sie nennen scherzweise den Kopf: *une boule* eine Kugel, *un chaudron* einen Kochkessel, *une caquelle* ein irdenes Küchengeschirr, *un quarteron* einen Scheffel, *un maillet* einen Holzschlägel, *un melon* eine Melone, *un chou-rave* einen Kohlrabi. Zu letztern Vergleichen aus dem Gemüsegarten gehört ferner das italiänische *zucca* eig. ‚Kürbis', *si grattava la zucca,* sagt der Toskaner, er zerkratzte sich den ‚Kürbis' im Sinne von ‚er kratzte sich in den Haaren'.

Beachten wir den Unterschied dieser letztern Beispiele zu dem, was wir über ‚Kopf', *tête* und *conca* gesagt haben. Dort ist das neue anschauliche Wort in alle Rechte des alten, farblosen, getreten, hier noch nicht, hier ist nur ein Ansatz dazu bemerkbar, hier sehen wir denselben Prozess in seinen Anfängen, den wir bei ‚Kopf' bis zu seinem Abschluss verfolgt haben.

Aus diesen Auseinandersetzungen gewinnen wir die Erkenntnis, dass die Ausdrücke für den Kopf einem unabsehbaren, ewigen Wechsel unterworfen sind, dass bei diesem Wechsel *die Vergleichung* eine Hauptrolle spielt und dass die Erneuerung nicht

auf einer Schöpfung neuer Wortstämme aus dem Nichts beruht, sondern sich am überlieferten Wortmaterial vollzieht.

* * *

Verfolgen wir nun dieses Prinzip der Vergleichung bei andern Begriffen. Ich muss hier bemerken, dass meine Beispiele nur zufällig meist aus romanischen Mundarten stammen; was ich hier vorbringe, ließe sich ohne Zweifel auch aus deutschen Mundarten reichlich belegen.

Wir bleiben zunächst bei den Körperteilen. Verfolgen wir das französische *joue* ‚Wange' nach rückwärts, so stoßen wir auf ein lateinisches *gabata*, das ‚Schüssel' bedeutet, offenbar haben wir da an eine geschwollene oder aufgeblasene Backe zu denken. In einigen romanischen Mundarten hat das Wort für ‚Apfel' den Sieg davongetragen, vergleiche das französische *pommette* ‚Oberbacken'. Beim ‚Mund' liebt die französische Schweiz stark aufzutragen, sie vergleicht ihn gelegentlich mit einem ‚Fensterladen', der immer auf- und zugeht, oder mit einem ‚Backofen', dessen Öffnung in unermessliche Tiefen führt. — Blicken wir hinein in die Höhlung, so sehen wir den Gaumen hoch über der Zunge sich hinwölben; aus dieser Anschauung ist der treffende Ausdruck ‚Mundhimmel' hervorgegangen, den der Rumäne *(cerul gurii)* und der Rätoromane *(tchiel de la bocca)*, unabhängig voneinander, geprägt haben. — Hinten im Rachenraum hängt als fleischiger Klumpen das Halszäpfchen, mit dem sich die Volksphantasie der Romanen merkwürdig viel beschäftigt hat. Sie nennen es bald ‚Träubchen' oder ‚Glöckchen', bald ‚Züngchen' oder ‚Hähnchen'. Originell ist wiederum der rumänische Ausdruck, er lautet *omușor* ‚Menschlein', eine Deutung, die im Albanesischen eine Bestätigung findet. Es ist ein besonderer Reiz solcher Studien, dass oft entlegene Vergleiche, gänzlich unabhängig voneinander, in verschiedenen Gegenden und Zeiten auftauchen.

Im Hals hängt das Zäpfchen, *am* Hals — leider oft — der Kropf. Der spottlustige Freiburger Bauer sagt ebenso grausam wie zutreffend von seinem Nachbar: *oh quelle sonnaille il a!* Was trägt der für eine Kuhschelle! — Das Schlüsselbein, das wir wohl in Anlehnung an den anatomischen Ausdruck *clavicula* ‚Schlüsselchen' mit einem Schlüssel vergleichen, nennt der selbe Freiburger *le pendoir des poches*, womit die Querstange zum Aufhängen der Schöpflöffel gemeint ist. Auch der Waadtländer bedient sich —

wohl unabhängig davon — des selben spießbürgerlichen Vergleichs *(croche-pochon* und *porte-pochon).* Noch interessanter ist, dass auch deutschschweizerische Mundarten genau das selbe Bild verwenden: *hesch du aber e Chelle-Henki!* (hast du aber mal da eine Hängevorrichtung für Kochlöffel), sagt man zu einer mageren Frauensperson, deren Schlüsselbein dergestalt hervorragt, dass man gewissermaßen Kochlöffel daran aufhängen könnte. Auch sonst dienen Küchengeräte zur Bezeichnung von Körperteilen, der Rückgrat wird im Scherz etwa der ‚Knöpfli-Stecken' genannt und französisch *épaule*, italiänisch *spalla* gehen auf ein volkslateinisches *spatula* zurück, das ‚Schöpflöffel' bedeutet.

Wir sprechen vom Brust*kasten* und vom Brust*korb*, die französische Schweiz braucht dafür *boutique* und *corbillon* ‚Körbchen'. Viel gibt sodann der Bauch von sich zu reden. Aus dem kleinen Berner Jura sind mir nicht weniger als sechs Ausdrücke belegt, nämlich: *valise* oder *sac, tambour* oder *grosse caisse, cratte* oder *corbillon,* was beides Körbchen bedeutet. Bei den zahllosen Vergleichen, die lange magere Beine wachrufen, wollen wir uns nicht aufhalten; wohl aber mag es interessieren, wie mannigfaltig in romanischen Mundarten die Kniescheibe und die Wade benannt worden sind. Die Rundlichkeit der Kniescheibe schafft Neubenennungen, wie: Rädchen (anatomisch *rotula*), Platte, Mühlstein, dann Nuss, Apfel, Kugel; auch Stern und Schaufel kommen vor. Noch verschiedenere Dinge haben einen Namen für die Wade geliefert. Sie heißt: Bauch, Maus, Fisch, Braten oder Apfel. Soviel von den Körperteilen, bei deren Benennung der bildliche Ausdruck eine besonders große Rolle spielt.

Aber auch andere Dinge haben die Phantasie in nicht geringerem Maße erregt. Wir kennen alle jene wunderbar leuchtende Himmelserscheinung, die wir *Regenbogen* nennen. Tun wir einen Blick in den monumentalen Sprachatlas Frankreichs, dessen Karten die ganze Fülle mundartlicher Formen und Ausdrücke für einen gegebenen Begriff mit einem Blick überschauen lassen, so ist es staunenswert, mit was allem jener imposante Bogen am Himmel verglichen — und zwar dauernd verglichen — worden ist. Große Gebiete kennen *arc-en-ciel* gar nicht, sie nennen ihn nach seiner halbrunden Gestalt: Horn, Brücke, Tor, Säulen (mit Verbindung gedacht); aber auch ganz runde Dinge haben ihren Namen abgegeben, so heißt

er: Rad, Reif, Rundfenster *(œil de bœuf)*, Leibgurt und, besonders häufig, Heiligenschein. Und fast trauen wir unsern Augen nicht, wenn wir unter viel noch unerklärlichem Sprachgut Wörter finden, die kaum etwas anderes bedeuten können als ‚Strumpfband' und ‚Rasiermesser'!

Die Vergleichung beschränkt sich nicht auf körperliche Dinge. Auch Geräusche werden verglichen. Von einem, der schnarcht, heißt es in der französischen Schweiz *il raisse,* ‚er sägt', *il tire les cordes* (zum Beispiel beim Glockenläuten) oder *il bout les pommes de terre,* er lässt die Kartoffeln sieden. Ähnliche Vorstellungen erweckt das gemütlichere Schnurren der Katze hinterm Ofen. Von ihr sagen die welschen Mundarten ebenfalls *il raisse* oder dann *il bat le beurre,* „sie buttert"; beliebt ist wie im Deutschen der Vergleich mit dem eintönigen Gang des Spinnrades; *il file, il mène le rouet.* In katholischen Gegenden sagt man gelegentlich *il prie, il dit son bréviaire.*

Das alles sind mehr oder weniger glückliche Einfälle, um längst gewohnte Dinge und Erscheinungen neu zu bezeichnen. Dass der menschliche Geist nicht anders verfährt, wenn es sich um gänzlich neue, nie gesehene Dinge handelt, geht unter anderem aus einer Beobachtung hervor, die der Forschungsreisende *Karl von den Steinen* gemacht hat. Als er seinen Indianern einen Spiegel zeigte, riefen sie aus ‚Wasser, Wasser'. Wie hätten sie auch die glatte bildergebende Fläche anders benennen sollen! Und in unserer erfindungsreichen Zeit können wir Neubenennungen selbst erleben. Als der stolze Zeppelin über unseren Häuptern schwebte, da fiel es uns nicht ein, neue Laute oder Formen zu stammeln, sondern wir haschten nach Vergleichen und legten schließlich unser ganzes Erstaunen in die Worte: ‚es ist wie eine großmächtige Zigarre'!

* * *

So wichtig die Phantasie für die Erneuerung des Wortschatzes sein mag, so beruht nicht jede Bezeichnung auf einem Vergleich. Die Dinge werden sehr oft nach gewissen Eigentümlichkeiten und Merkmalen bezeichnet, die ihnen anhaften. Dabei sehen wir, wie unendlich verschieden die Sachen aufgefasst werden können. Nehmen wir als erstes Beispiel den Begriff des *Frühlings.* Hier liegt mir für die welsche Schweiz ein ungewöhnlich mannigfaltiges

Material vor. Das französische *printemps* ist hier meist durch Neuschöpfungen verdrängt. Bald ist es der Gegensatz zum strengen, kalten Winter, der den Frühling als die gute und schöne Zeit erscheinen lässt, so *bontemps* und *beautemps* im Berner und Neuenburger Jura. Zu diesem Gegensatz gehört auch die Beobachtung, dass die Tage wieder länger werden, was wahrscheinlich dem deutschen Wort ‚Lenz', entstanden aus ‚langer Tag' zugrunde liegt. Für den übrigen Teil der Westschweiz (Freiburg, Waadt und Wallis), sowie für viele Vogesenmundarten ist der Frühling der sehnlichst erwartete Zeitpunkt, wo das Vieh wieder hinaus auf die Weide getrieben werden kann. ‚Hinaus', ‚fort' ist hier das vorwiegende Kennzeichen des Frühlings. Die Ausdrücke lauten in schriftfranzösischer Form: *le dehors, le dehors-temps, le partir, le saillir-dehors*, ‚das Hinausspringen' *la saillie.* Dazu stimmen vortrefflich das im Berner Oberland gebräuchliche *Ustig,* eig. ‚der Hinaustag' und das aus Bayern belegte *Auswärtszeit.* — Mehrere romanische Idiome bezeichnen den Frühling gewissermaßen zahlenmäßig, sie nennen ihn die *erste* Zeit des Jahres, den Jahresanfang (vergleiche die Frühlingsfeste), so französisch *printemps,* italiänisch *primavera* und *prima* im Piemont, in Savoyen und in der Auvergne. Verwandt damit ist das deutsche ‚Frühling', ‚Frühjahr', aus dem Gegensatz zum Herbst, dem *Spät*jahr, französisch *arrière-saison* hervorgegangen. — Der Frühling ist ferner die Jahreszeit, wo die Natur sich erneuert, wo die Vegetation wieder wächst und blüht, daher *le renouveau* in einem großen Landstrich der Normandie und *le nouveau temps* in vogesischen Mundarten, daher auch das englische *the spring* vom Verbum *to spring* ‚wieder wachsen'.

Bis jetzt hatten wir es zu tun mit Merkmalen, die mit der Natur des Frühlings zusammenhängen. Es kann auch vorkommen, dass menschliche Institutionen, die nur zeitlich mit dem Frühling zusammenfallen, zu einer Neubenennung führen. Das ist der Fall im obern Birstal, wo der Frühling *carême* ‚Fastenzeit' hieß, in Südfrankreich, wo *saison pascale* ‚Osterzeit' für Frühling im Gebrauch sein soll.

Wie verschieden ist die Herkunft all dieser Frühlingswörter! Wie interessant ist der Einblick, den sie uns gewähren in das Verhältnis von Wort und Begriff! Keiner dieser Ausdrücke definiert den Begriff ‚Frühling', der einen Komplex von Vorstellungen

darstellt, jeder dieser Ausdrücke hebt nur *eine* Seite, oft nur eine nebensächliche Teilvorstellung hervor. Zum Wesen des Frühlings gehören zum Beispiel die Wiederbelebung der Natur *(le renouveau)*, die Milde der Temperatur *(le bontemps)*, der Gegensatz zum Herbst (*Früh-* und *Spät*jahr). Unwesentliche Merkmale mögen uns scheinen das Hinaustreiben des Viehs und das Zusammenfallen mit Fastnacht und Ostern. Wenn nun trotzdem die betreffenden Ausdrücke das allgemeine Wort zu verdrängen vermocht haben, so müssen wir annehmen, dass in jenen Gegenden und Kreisen, wo die Substitution stattgefunden hat, jenes namengebende Merkmal, so zufällig es uns erscheinen mag, von wesentlicher Bedeutung war. Es ist einleuchtend, dass der freudige Moment, wo das Vieh wieder frisches Futter bekommt oder gar, wie im Gebirg, in feierlicher Alpfahrt zu den untern Maiensäßen geführt wird, im Gefühlsleben einer Viehzucht treibenden Bevölkerung eine wichtige Rolle spielt. Dieser Moment ist für sie der Kulminationspunkt des Frühlings. Alles, was sie sonst am Frühling beobachten oder von ihm wissen und erwarten, legen sie in das eine Wort ‚hinaus'. Dieses Wort dehnt seinen Inhalt aus, es erobert den ganzen Vorstellungskomplex ‚Frühling', es wird zu einem Symbol des Begriffes. Die Wörter sind Symbole, nicht Definitionen, es sind konventionelle Zeichen, nicht Beschreibungen der Dinge. Das kann nicht genug betont werden gegenüber einer gewissen pseudophilosophischen Neigung, auf Grund der Wörter zum Wesen der Begriffe zu kommen. Wie würde der in die Irre geführt, der sich an Hand von *ustig* und *carême* eine allgemeine Vorstellung vom Frühling zurechtlegen wollte!

Es gibt allerdings Fälle, das sei nicht verschwiegen, wo Wort und Ding sich decken, sich so decken, dass auch die Lupe des Sprachforschers nichts Ungereimtes wahrnehmen kann. Ein solcher seltener Fall ist das Walliser Wort *dessoner*, das ‚wecken' bedeutet und das aus der privativen Vorsilbe *de* und dem Substantiv *son* ‚Schlaf' (lateinisch *somnum*) zusammengesetzt ist; wir könnten es mit ‚ent-schlafen' wiedergeben. Ich kann mir den Begriff ‚einen wecken' nicht erschöpfender ausgedrückt denken!

Sehen wir uns noch weiter nach den Merkmalen um, nach denen die Dinge benannt worden sind. Zuerst wieder einiges von den Körperteilen. Hätte ein Mediziner im Examen sich über das

Wesen der Schläfe zu äußern, so würde er schwerlich auf das verfallen, was vielerorts dieser Stelle am Kopf den Namen gegeben hat, darauf nämlich, dass man drauf schläft. So nennen wir die Stelle im Deutschen kurzweg *Schlaf*, noch in Mundarten gebräuchlich (er hat mich auf den ‚Schlaf' getroffen), die Schriftsprache gebraucht eine Pluralform, die auf dem Wege der Kollektivauffassung zum Singular geworden ist (vergleiche altfranzösisch *la temple* aus dem lateinischen Plural *tempora*), ebenso sagen mehrere italiänische Mundarten *sonno*, auch *dormidor* ‚Schläfer'. Und ganz unabhängig von all dem bildet der Berner Jura die Form *endormière*, was etwa mit ‚Einschlaf-Vorrichtung' zu übersetzen wäre und was in der Bildung dem freiburgischen *mangière* ‚Maul' vollkommen entspricht. — Dass die Zunge gerne *tapette*, etwa ‚Schwatz-Mühle' genannt wird, begreifen wir; fatal ist, dass sie in Genf *la menteuse* heißt. Interessant sind die Ausdrücke für die *Tierlunge* in den romanischen Dialekten, sie heißt ‚das Schlechte', weil sie als Nahrung schlecht zu verwerten ist, ‚das Leichte', was auch die Grundbedeutung vom deutschen ‚Lunge' sein soll, ‚das Weiche', sicher im Gegensatz zur Leber, die ‚das Harte' genannt wird und deren Gewebe in der Tat viel derber sind. Alles auf Beobachtung beruhende Merkmale, die für die weitere Forschung — ich denke zum Beispiel an das noch nicht sicher erklärte lateinische *pulmo* — von heuristischem Wert sein können. Eigentümlich mutet uns an das aus Waadt und Wallis belegte *le souffrant* ‚der Dulder' für die ‚Knie-Kehle'. Man sieht aber daraus, dass die Preziösen mit ihren *chers souffrants*, womit sie die Füße meinten, nicht immer so gar weit vom Volkstümlichen entfernt waren. — Gelegentlich sind die Eigenschaften sehr allgemeiner Natur. Verschiedene französische, wallonische und schweizerische Mundarten nennen den Mond kurzweg *la belle*, ein Ausdruck, der zum Beispiel in der *Montagne de Diesse* am Bieler See das gewöhnliche *lune* verdrängt hat. Hier hat eine sonst selten durchbrochene Sprachsitte dem Gefühlsausdruck weichen müssen. Fügen wir bei, dass auch für ‚Regenbogen' *le bel* gesagt wird.

Zum Schluss dieses Abschnittes sei noch vom Großvater die Rede. Auch er hat seine Eigenschaften, unter denen Alter, Güte und Autorität namenbildend gewirkt haben. An sein Alter erinnern mit eigentümlicher Bedeutungsverschiebung ‚Großvater', *grand-*

père, père-gros und andere, seine Güte preisen die Enkelkinder in Niederdeutschland mit ‚Herzvater' und ‚Bestvater', in Frankreich mit *père-bon*, auf seine Respektstellung in der Familie weisen hin die Titelwörter *misser* ‚Herr' in Norditalien und *bap-segner* ‚Herr Vater' in Graubünden.

* * *

Wir kommen zu einem dritten Verfahren: das Ding wird benannt nach seiner *Bestimmung*. Natürlich kann keine scharfe Grenze gegen die eben besprochenen Fälle gezogen werden, die Bestimmung eines Dinges kann auch als eine ihm anhaftende Eigentümlichkeit gefasst werden. Ein interessanter Grenzfall ist das oben erwähnte *endormière* für ‚Schläfe'. Objektiv gesprochen, dient die Schläfe nicht zum Schlafen, wie etwa die Ohren zum Hören, aber subjektiv wurde sie als die von der Natur gegebene Schlafstelle gefasst, weshalb *endormière* psychologisch eher hierher gehört. Ein ähnlicher Fall ist *le porte-pipe* ‚der Pfeifenträger', womit der Freiburger scherzweise das Kinn bezeichnet. Von den Körperteilen gehören sicher hierher: *mangière* für Maul, *écoutilles* für Ohren, ebenso ‚Lauscher' und ‚Gehör', Ausdrücke der Jägersprache für die Ohren des Wildes, oder ‚Greiferl' scherzweise für die Hand: zeig mir mal deine Greiferl, Junge. Das Pariser Argot nennt die Augen *les mirettes*, was etwa in Anlehnung an Greiferl mit ‚die Schauerl' wiedergegeben werden dürfte.

Die richtige *endormière* ist das Kopfkissen. Die Romanen benennen es verschieden, der Franzose nach dem Ohr *oreiller*, der Italiäner nach der Wange *guanciale*, der Spanier, wie wir, nach dem Kopf *cabezal*, aber alle drei benennen es nach seiner Bestimmung. — Ähnlich steht es beim *Sonnenschirm:* er heißt italiänisch *parasole*, eig. Sonnenschutz (woraus das französische *parasol)* oder *ombrellino* (von *ombra* Schatten), spanisch *sombrero* (von *sombra* Schatten). Ob dabei die Sonne, die er abhalten, oder der Schatten, den er geben soll, genannt wird, ist gleichgültig, die namengebende Vorstellung ist ein und dieselbe.

Die Volkssprache liebt spasshafte Übertreibungen. Der Waadtländer isst gern eine Art Eierkuchen, die er *mate-faim* ‚Hungertöter' nennt, und der französische Berner bezeichnet eine gewisse lange Blouse mit *cache-misère*. — Trinkt einer im Waadtland nur Wasser, so frägt man ihn spöttisch: *comment! vous ne buvez que*

du pousse-moulin! was wir etwa mit ‚Mühlentreiber' übersetzen könnten. Trinkt er aber Branntwein, so fehlt es nicht an Ausdrücken, die ihm die schrecklichen Wirkungen vor die Seele malen, zum Beispiel *le brûle-foi* ‚der Leberbrenner', *le tord-boyaux* ‚der Darmverdreher', *le casse-poitrine* ‚der Brustbrecher' oder noch tragischer und derber *le fout-bas,* der die Gesundheit „herunterreißt".

* * *

Wir haben es uns bis jetzt angelegen sein lassen, die Anschaulichkeit der neuen Ausdrücke zu betonen. Viele Bezeichnungen entbehren nun vollständig der Anschaulichkeit. Das Kuheuter zum Beispiel, das mit seinem Milchsack und mit seinen Zitzen zu manch drolligem Vergleich herausfordern musste, heißt im Französischen *pis,* aus lateinisch *pectus* ‚Brust', also weder ein Bild, noch ein Merkmal noch die Bestimmung, sondern ein ganz allgemeines Wort, das von den Römern für Tiere und Menschen, für Männchen und Weibchen gebraucht wurde und von den Italiänern heute noch so gebraucht wird. In gewissem Sinn haben wir hier den umgekehrten Verlauf in der Geschichte des Wortes. Beim Beispiel ‚Kopf' haben wir gesehen, wie allmählich die Vorstellung von der Trinkschale geschwunden, wie der Wortinhalt sich verblasst hat. Hier gewinnt das allgemeine lateinische *pectus* an konkretem Sinn, indem der Franzose dabei immer mehr an die wichtige, milchspendende Brust einer Kuh dachte. Dass sich der Bedeutungswandel in bäuerlichen Kreisen vollzogen hat, versteht sich von selbst; dass *pectus* sich gerade auf die Kuh- und Ziegenbrust und nicht etwa auf die Pferde- oder Menschenbrust verengt hat, liegt natürlich ebenfalls an der Interessensphäre des Landmanns.

Vom Standpunkt der Bedeutungslehre spricht man hier von Verengung, von unserem Standpunkt aus betrachtet handelt es sich um Benennung des Dinges nach ganz allgemeinen Begriffen. Was gibt es nicht alles für Früchte, Kräuter und Körner! Dem ungeachtet bedeutet ‚Frucht' für den Schweizer Bauer ‚Getreide', ‚Kraut' für den Süddeutschen ‚Kohl', und unter ‚Korn' versteht jede deutsche Gegend meist ausschließlich diejenige Getreideart, die sie gerade vorwiegend kultiviert.

Vivanda ist ein allgemeines romanisches Wort für Lebensmittel, das in Nordfrankreich den Sinn von ‚Fleisch' und in einigen Ge-

birgsdialekten der französischen Schweiz denjenigen von ‚Käse' angenommen hat, wozu das berndeutsche *schpis* „Käse" (eigentlich Speise) eine interessante Parallele bildet. Welche Rolle der Käse bei einer Alpwirtschaft treibenden Bevölkerung spielt, zeigt auch das waadtländisch-freiburgische Wort für Käse *fruit,* aus lateinisch *fructus* Ertrag, wozu *fruitier* ‚Käsehändler' und *fruitière* ‚Käserei' bekannte Ableitungen sind. Auch ‚Getreide' hat im Althochdeutschen noch den allgemeinen Sinn von ‚Erträgnis'. — Um bei der Landwirtschaft zu bleiben, seien noch einige wichtige Funktionen erwähnt, die alle nach einer allgemeinen Kategorie von Tätigkeiten benannt worden sind. Die allgemeinste Kategorie dieser Art ist das *Arbeiten,* nach ihr wurde im Französischen das Pflügen *labourer* benannt. Sehr unbestimmt ist auch der Begriff, der in *gouverner (sa maison)* ‚besorgen' liegt, in der französischen Schweiz hat es den Sinn ‚das Vieh füttern'. Das Melken wird allgemein „ziehen", ostfranzösisch *traire,* westfranzösisch *tirer* genannt. Sägen und Mähen heißen je nach der Gegend *scier,* vom lateinischen *secare,* allgemeines Wort für ‚schneiden'. Eine Verengung desselben Begriffes auf die Getreideernte treffen wir im deutschen, Schnitter', auf die Heuernte im Ausdruck „der erste, der zweite Schnitt", ferner auf das Tuchschneiden in ‚Schneider' und in *tailleur.* In der Sphäre des Hühnerhofs finden wir ähnliche Erscheinungen. Gibt es eine allgemeinere Vorstellung als die des lateinischen *ponere* ‚setzen', ‚stellen', ‚legen'! Der Franzose braucht es nur noch von der Henne, die Eier legt, *pondre.* Und wenn sie die Eier ausbrütet, so sagt er diskret ‚sie ruht', so wird das lateinische *cubat* ‚sie liegt auf ihrem Lager' zu französisch *elle couve* ‚sie brütet'. — Handelt es sich darum, das Kalb von der Muttermilch zu entwöhnen, so genügt eine allgemeine Andeutung „man muss es trennen", so ist französisch *sevrer* entstanden, aus lateinisch *separare.*

Genug der Beispiele, genug der Kategorien. Von irgendwelcher Vollständigkeit weder bei diesen noch bei jenen kann natürlich keine Rede sein. Die Wege sind unendlich mannigfaltig, die Dinge neu zu bezeichnen. Vieles wäre zu berichten über die Verschiebung der Vorstellungen (Metonymie), über Benennung der Dinge nach Personen, Örtlichkeiten, Ländern oder nach rein zufälligen Umständen, wie etwa das sonderbare *jalousie* im Sinne

von Jalousieladen mit beweglichen horizontalen Brettchen, durch die hindurch man, ohne gesehen zu sein, Dinge beobachten kann, die Gefühle der Eifersucht wachrufen. Anders ist die Wahl des Ausdrucks in schonender oder höflicher Rede (Euphemismus und Preziosität), anders in spöttischer oder drohender Stimmung. Die derbe Übertragung von *Grind* ‚Ausschlag am Kopf' (vergleiche grindig) auf den Kopf, wie sie im Berndeutschen sich vollzogen hat, erkläre ich mir aus höhnisch-drohenden Wendungen, wie: *wenn't nit schwigsch, so hau i dir eis uf di Gring* (wenn du nicht schweigst, so hau ich dir eins auf deinen räudigen Schädel), wobei der Sprechende in seiner Wut zugleich insinuierte, der andere habe tatsächlich ‚einen bösen Grind' (Ausschlag) auf dem Kopf. Dergleichen Probleme gibt es unzählige. Bedeutungswandel und Sachbezeichnung bieten der Sprachforschung noch ein unermesslich weites Arbeitsfeld dar.

* * *

Tun wir einen Rückblick. Nachdem wir an Hand der Wortgeschichte zur Erkenntnis gelangt sind, dass in der Regel zwischen Lautform und Inhalt eines Wortes ein innerer Zusammenhang nicht mehr besteht oder, wenn er überhaupt bestanden hat, für uns nicht mehr erforschbar ist, haben wir uns mit Zuversicht dem erkennbaren Teil unserer Aufgabe zugewendet, das heißt wir haben einen Blick in das Sprachleben getan, so wie es aus historischen Zeugnissen zu uns spricht, und, mehr noch, so wie es allerorts um uns herum pulsiert. Dabei bot uns die unstilisierte Rede des Augenblicks, die anschauliche Sprache der Mundart wichtigeren Aufschluss als die gemessenere, glattere Ausdrucksweise des Buches. Was haben wir gefunden? Dass die Einwirkung der Außenwelt auf unsere Psyche zu einer fortwährenden Erneuerung unseres Wortschatzes führt. Es findet an den Wörtern eine permanente Revision statt. Jeder Einzelne erhält von den Dingen neue Eindrücke, zieht neue Vergleiche, findet neue Merkmale und ringt nach neuem Ausdruck seiner Empfindungen. Wir haben ein Vokabular für die Bewunderung, ein anderes für die Verachtung, eines für Gefühle der Liebe, ein anderes für solche des Hasses, neue Register ziehen wir im gemütlichen Plauderton, wieder andere in der vorsichtigen Unterredung. Bald kleiden wir einen Vorwurf in schonende, farblose Form, bald suchen wir im Gegenteil unserer

Rede durch unerwartete Wortgebilde persönliche Färbung und Würze zu verleihen, am meisten sprachschöpferischen Geist aber pflegen wir in der Entrüstung zu verraten, wenn es uns daran liegt, unsern Spott zu verschärfen, unsern Zorn zu steigern oder eine Drohung eindrucksvoller zu gestalten.

Aus solchen Lagen und Stimmungen heraus wird das neue Wort geboren. Mit diesen Faktoren hat der Sprachforscher jederzeit zu rechnen. Denn es ist nicht einzusehen, wesshalb diese Kräfte in den Urzeiten des Menschengeschlechts nicht gewirkt haben sollten. Die menschliche Psyche ist sich im Grunde wohl gleich geblieben. Es ist ein müßiges Beginnen, über den Ursprung der Sprache Hypothesen aufzustellen, die jedes neue Dialektwörterbuch zu Fall bringt. Was not tut, ist das Studium der Wortschöpfung in der lebendigen Rede. So wie heute vor unsern Ohren die Dinge zu ihren Namen kommen, so oder ähnlich sind sie ohne allen Zweifel schon zur Zeit unserer Altvordern getauft worden.

BASEL ERNST TAPPOLET

HÖLDERLIN UND NIETZSCHES ZARATHUSTRA

Das ganze ungeheure Heer der geistigen Arbeiter vermag, genau besehen, den Ideenreichtum der Völker nur um Kleinigkeiten zu erhöhen. Die besten neuen Ideen sind in der Regel nur gute Variationen alter Wahrheiten. Die Behauptung einiger Psychologen und Anthropologen, die Fähigkeit zu neuen Ideen verlasse uns schon im frühen Mannesalter, und die meisten und grundlegenden Ideen entstünden bei vielen führenden Geistern zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr, nimmt sich daher aus wie eine Erklärung zu unserer „Ideenarmut". In der Tat sehen wir einen Schopenhauer bis in sein hohes Mannesalter von der einen großen Idee aus seinem Jünglingsalter, der „Welt als Wille und Vorstellung", zehren. Goethe beschließt das Werk seines Lebens mit der Vollendung und Verwirklichung seiner ersten Dichterträume. Nietzsches bestes Werk, der Zarathustra, bildet den letzten Ausläufer einer Reihe von Plänen und Entwürfen,